Zeitschrift: Schweizerische Kirchen-Zeitung
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 14 (1845)
Heft: 17

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 24.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Luzern, Samstag
Nr. 17.

den 26. April
1845.

Schweizerische Kirchenzeitung,

herausgegeben von einem

katholischen Vereine.

Gott ist unsere Zuflucht und Stärke, ein Helfer in den Trübsalen, die uns sehr hart getroffen; darum fürchten wir uns nicht, wenn auch die Erde sich bewegte. Psalm 45, 2.

Die Macht des Gebetes.

(Schluß.)

In allen diesen wundersamen Erscheinungen, im unausreichenden Bestreben, den Leib mit den Strömungen der Seele in Einklang zu bringen, war die heilige Kommunion ihre einzige Herzstärke, ihr süßester Gedanke bei Tag und Nacht. Schon am Vorabende erwachte in ihr eine unüberwindliche Begierde nach dieser einzigen Seelenspeise, die sich mit jeder Stunde steigerte. Kaum konnte sie im Uebermaße der aufgeregten Empfindungen vor Mitternacht ein Auge schließen, mit Schlag 12 Uhr waren alle Blutströme lebendig, alle Empfindungen aufgestürmt, ihre Lebensthätigkeit dem Morgen zugewandt mit glühender Sehnsucht, mit Seufzern und Thränen. Oft riß es sie mit Gewalt auf nach den Sternen des Himmels, nach den Zeichen der tagenden Frühe, und Thränenströme netzten ihr Angesicht, wenn die vorgerückte Nacht nicht wohlthätig auf ihre Seele niederleuchtete. Ein pfeilartig schließendes, weltvergessenes, blickeinwärts gekehrtes Wesen trug sie in die Kirche, ihr Athem wurde vor Hunger nach der Himmelskost glühend heiß, ein tiefausholendes Arbeiten der beengten Brust ließ sich vernehmen, sie war abgemagert, blaß wie eine Leiche, ihre Augen tief zurückgesunken in die unmäßig vergrößerte Höhle, die Lippen blutlos, unausstehliche Trockenheit in der Kehle bis hinunter in die Kammer des Herzens. „Ich kann's nicht mehr aushalten," klagte sie öfter, „mir brennen die Eingeweide vor unnennbarer Sehnsucht nach Dir, o Gott!" Im Hinzutreten ächzte sie bange: „O Herz Jesu! O Herz Jesu! ich kann nicht mehr! ich kann nicht mehr!" Den Ausspender erblickend, empfand sie ein stürmisches Wühlen aller Säfte, ein Aufsieden der tiefsten Seelengründe, die ihrem Heilande entgegen jauchzten, sie lispelte ihm süße Liebesreime zu von den Wunden Christi, angezogen durch die unsichtbare Gewalt des Gottes, den er in seinen Priesterhänden trug, wie an- und aufgesogen durch die Strahlen der ausströmenden Gottesfülle. Kaum hatte der heilige Leib des Erlösers ihre Zunge berührt, als durch das schäumende Uebermaß von Innigkeit und Sättigungslust gleichsam eine verborgene Feder ihres Organismus sprang, und die ersehnte Engelskost auf einmal in die tiefste Seele hinabschlang. Ihr Gesicht erblühte zu frischrother Lebensfarbe, zu einem glänzenden Geisterfrühling mit allen Blumen der göttlichen Liebe, das Auge trat aus der Versenkung, funkensprühend, sie sank in tiefe Verzückung, erstarrend in dieser schönsten aller geistigen Entknospungen des verborgenen Seelenlebens, oft flüsternd und lallend in unaussprechlicher Süßigkeit mit Jesus, Maria und den Heiligen. „O Wonne! O Jesus! meine Lust! O Liebe, meine Sättigung!" hallte es leise, oft unterbrochen, aus den innersten Zellen ihres Lebens, „o Himmelsfreude zu ruhen im liebenden Herzen meines Jesus, abgeschält von allen Gegenständen der Erde, abgesondert selbst vom eigenen Leibe in seliger Vergessenheit und Entäußerung von Allem, was Gott nicht ist, im Schooße des Erlösers, saugend die honigfließende Milch seiner göttlichen Weisheit. Sie trat dann sehr oft aus ihrer Persönlichkeit heraus, sich selbst als Objekt fixirend, ansingend als Behältniß für das Allerheiligste. Es war vom himmlischen Künstler gearbeitetes aus feinstem Golde und hellschimmernden Perlen, glänzend im reichsten Strahlen-

schmucke. In der [Mitte] leuchtete ein Herz aus Rubin, glühend im gesättigtsten Roth, vorn geöffnet mit einem wunderschönen Kreuzbilde, goldstrahlend, eingeschnitten in halberhobener Arbeit, darüber schwebend die heilige Hostie, weißer als Schnee. Sie wurde bei diesem Anblicke ganz verschlungen in dieses Herz, wie der Wurm eingepuppet, und von den Liebesflammen umlodert, aufgezehrt. Der Begriff unbeschreiblicher Herzensreinigkeit drückte bei diesem Wunderblicke auf ihre Seele, einlaßfordernd. „O komm, komm Reinigkeit, himmlisches Fräulein! in meine Seele. Ich will Dich inbrünstig umarmen und küssen, und Dich einführen in die innerste Tiefe meines Herzens. Ich will mit dir leben und sterben!“ Sie wurde in diesem Zustande oft vor allem Volke mehrere Spannen über die Erde erhoben, schwebend im Strömen und Brausen ihrer mächtigen Gottesgefühle. Aus diesem Flüsterleben der reinsten Liebe versank sie dann am Ende stets wieder in ein starres Versunkensein in Gott, ohne Regung, ohne Laut, ohne Gebrauch der Sinne, oft sieben Stunden nach einander. Erwacht oder geweckt, fiel sie zusammen wie eine welke Blume, der irdischen Welt abgeblüht, mit maßloser Sehnsucht nach dem verlornen Himmel. Je höher diese Einschlürfung aller Seelenkräfte nach innen stieg, desto unzulänglicher wurde ihre Leibeskraft, desto häufiger ein seltsames, von Aerzten nicht verstandenes, keiner Arznei weichendes, mit unerträglichen Schmerzen verbundenes Kranksein. Aber selbst ihre Krankheit wurde zur Poesie im Hauche des Geistes, der sie bewegte. Sie kam sich selbst als ein Tonwerkzeug vor, von manigfaltigen Leiden kunstreich besaitet, ertönend in süßem Wohllaut. Die tonkundige Hand ihres Gottes spielte in den Saiten, mit dem ersten Finger spielend die Ergebung in den göttlichen Willen, mit dem zweiten das Leiden aus Liebe zu Gott, mit dem dritten die vollkommene Geduld, mit dem vierten die Gleichförmigkeit mit dem leidenden Erlöser am Kreuze, mit dem fünften das Lob Gottes in Noth und Tod, und das Rauschen dieser fünf Tonanlagen im herrlichen Einklange machte die lieblichste Musik in den Ohren des himmlischen Vaters! Als sie einst, von Fieberschmerzen entkräftet, die Lieder der Fronleichnamsprozession erschallen hörte, zuckte eine weltumfassende Trauermusik durch ihre Seele. Alle Leiden der Kranken, der Betrübten, der Gefangenen, der Sterbenden auf der weiten Erde, alle Schmerzen der armen Seelen im Fegfeuer hallten in ihre Krankheitsweben herein, lautrauschend im unermeßlichen Chor, klagend und singend den liebreichsten Gott, sie fortreißend wie ein entschüttelndes Blüthenblatt in den Siegeszug ihres Heilandes.

Sie lebte sich wundersam hinein ins Kirchenjahr, und die ganze heilige Schrift des neuen Bundes war in ihrem Geist zweckmäßig vertheilt auf alle Sonn- und Festtage des

Jahres. Alles gestaltete sich in ihr zu den kühnsten Bildern, die nährend, belebend, aufweckend an ihrer Seele vorüberzogen. Und aus dem schwelgenden Genusse dieser Festbilder erwachte sie stets flammensprühend in Liebe und Lust zu ihrem Gott. Das Leiden Christi, die süßeste Betrachtung ihrer Seele, wiederholte sich mit erschütternder Macht an ihrem Leibe, an ihrer Seele, mehr oder minder das ganze Jahr, besonders an Freitagen, und am meisten in der Charwoche. Im Jahre 1662 fiel der 17. März, der Todestag Jesu Christi nach ihrer Meinung, auf einen Freitag, da war ihr Leidensschmerz am größten. Das Haupt schwoll ihr unmäßig auf, lief an vielen Stellen roth an, als wollte Blut hervorbrechen, und wurde von den wühlendsten Schmerzen durchbohrt. Ihr Schmerz schmachtete so krampfhaft zusammengepreßt, daß eine Ohnmacht auf die andere folgte, jedes Glied war furchtbar gepeinigt. Besonders schmerzhaft und blutroth aufgeschwollen zeigten sich die Stellen der Wunden an Hand, Fuß und Brust. Noch größer war die geistige Noth, die Qual ihres Gemüthes, der gänzlichen Verlassenheit. Aber ihre Leidenslust stieg zu einer brennenden Heftigkeit, es zog sie mit Gewalt an die heiligen Wundmahlen ihres Gottes, um aus seinem Leibe, aus seiner Seele den giftigen Todesschmerz zu saugen, um ihn zu lieben unendlich mit der That, mit den Leidenskräften maßloser Liebe. Der übermächtige Eindruck, den ihre Seele aus der Kreuzesschau in sich aufnahm, wirkte wunderbare Erscheinungen an ihrem Leibe. An ihrer Brust bildete sich eine große Wunde, wie von einer Lanze, heilte allmälig aus, und überzog sich mit einem zarten Häutchen, in ihren Nieren wuchsen drei Nägel aus dem Stoffe der Nierensteine, und im Herzen eine feste Masse, ähnlich dem Rumpfe eines Menschen, ganz das, was die Italiener Dorso nennen. Daher rührten die grimmigen Peinen, die sie in ihren empfindlichsten Lebenstheilen ausstehen mußte, und erst die zerlegende Untersuchung brachte diese, aus der Betrachtung des Leidens Christi gesogenen Ursachen an den Tag. Eine erstaunungswürdige Feinempfindung an allen Sinnen stellte sich ein, jeder Geruch von köstlichen Salben und Stoffen war ihr tödtlich zuwider, sie fiel in ihrem Zimmer in Ohnmacht, wenn im Keller des Hauses ein starkriechendes Arzneimittel hinterlegt war. Dadurch wurde sie eine Macht, wirkend in die Ferne, raumvermittelnd, mit diesem Weitausfühlen und Tiefhineinempfinden alle Anwesenden mit Schauder erfüllend. Der Schmutz der unreinen Sünde machte sie an dem Sünder, der ihr nach der That begegnete, ohnmächtig vor tiefeingreifendem Schmerz, und als sie einst durch ein Zimmer ging, wo so eben ein derartiges Vergehen stattgefunden hatte, fiel sie athemlos zur Erde, fast erstickend in den Dünsten der Unreinigkeit, erst nach langer Krankheit genesend vom entsetzlichen Ein-

drucke dieser Wahrnehmung. Sie selbst duftete dagegen in ganz eigener Lieblichkeit, ihr Zimmer, ihre Kleider, ihren jedesmaligen Standpunkt mit Wohlgerüchen durchdringend, durch das Vorausgehen der Düfte ihr Nahen verkündigend. Der Ringfinger war am duftreichsten, daher von frommen Seelen mit Andacht geküßt, mit dem geheimnißreichen Vermählungsringe, den ihr Gott nach ihrer Aussage daran gesteckt, mit Perlen und Edelsteinen in Kreuzesform abbildend die Todesleiden des Erlösers. Die ehrwürdigsten Zeugen sagten vor den Gerichten zu Roveredo aus, man habe zur Prüfung ihrer Aussage andere Ringe mit großer Gewalt an diesen Finger treiben wollen, aber stets umsonst. Sie waren nicht weiter als bis ans Hauptbeugeglied des Fingers zu bringen, dann schwoll der Finger unmäßig auf, und gestattete kein Weiterschieben. Wenn sie gewissen Personen in gemessene Nähe kam, so gewahrte sie im tiefinnersten Raume ihres Leibes, ihrer Seelenthätigkeit den Gewissenszustand des Angenäherten, sie brauste dann auf wie siedendes Wasser, schaudernd und schaudererregend, es faßte sie ein wilder Schmerz im Tiefgefühle der versteckten Sünde. Das begegnete ihr vorzüglich im Beichtstuhle, das Aufschäumen der empörten Empfindung über die Sünde des Beichtvaters sprudelte in heftige Vorwürfe über, in Ermahnungen zur Buße, und war der aufregende Sturm vorüber, so sank sie ohnmächtig zusammen, gebadet in Thränen über ihr Mißgeschick, ihre eigene Sünde beklagend in diesem Heraustreten der Lebenskräfte aus dem Tone einer demüthig Beichtenden. Die Beichtväter selbst waren nach ihrem eigenen Geständnisse oft völlig vernichtet über die scharf ins Detail treffende Aufdeckung ihrer Gewissenszustände, und nicht alle hatten Kraft genug, diese Feuerprobe zu ihrer Besserung zu benützen. Dieses gotterregte, alle natürlichen Zustände überschreitende Auftreten und Eingreifen machte sie selbst den meisten Beichtvätern unverständlich, den Getroffenen tödtlich verhaßt, dem menschlichen Kurzblicke überhaupt gefährlich als eine regellose Macht, den Siebenschlaf des Jahrhunderts störend. Schamlose Nachrede, bittere Verfolgung, Verstoßung von Freunden und Verwandten legten sich wetteifernd an die Wehrlose, um ihre Himmelskraft niederzukämpfen, mit dem Biß der Schlange umzüngelnd das kühne, gottanstrebende Weib. Ihre Mutter wurde bedauert, eine so unglückselige Närrin zur Welt geboren zu haben, selig gepriesen der Vater, welcher in der Gluth heiliger Jesusliebe unter dem Gebete seiner geliebten Tochter 1624 selig im Herrn verschieden, nach dem Urtheile der Ruchlosen aller Schande entgangen war, die Giovanna auf sein Haus gehäuft. Sie selbst ohne Trost in Noth und Krankheit, versank oft in den verzagendsten Kleinmuth, irre werdend an ihren eigenen Zuständen, den Einwirkungen unheimlicher Gewalten preisgegeben, an Leib und Seele gebrochen und zerschlagen. Ein ganz eigener Schauder durchrieselt den Leser, wenn er diese Kämpfe liest, dieses Aufbrodeln unsichtbarer Teufelsgewalt, um eine große heilige Natur in ihrer schönsten, zartesten Lebens- und Himmelsblüthe zu vernichten. Aus ihrer abgetödteten Seele stiegen dann kleinliche Unmuthsgedanken auf, eine kindische Reizbarkeit, alle frühern Gottesgnaden zweifelhaft und verdächtig machend, blaue Flecke, wie von heftigen Schlägen, erschienen an ihrem Leibe, sie konnte oft kein Glied regen vor unmäßigem Schmerz, Tage lang lag sie athemlos da ohne Speise und Trank, baldigen Tod erwartend. Die unpassenden Zusprüche der Priester, die von ihrem Zustande nichts verstanden, fielen wie glühende Kohlen peinigend in ihr tiefstes Herz, und rührten sich daselbst wie ein unheimliches Gewürm. Sie selbst sagt, alles habe in ihr aufgehört in solchen Zuständen, Sinnliches, Geistiges, Religiöses, sie sei ihr vorgekommen wie eine große, weitgestreckte Heide ohne Keim und Laut, ohne Licht und Sonnenblick; nur die Ergebung in den göttlichen Willen sei stets unerschüttert geblieben, die einzige Stütze in der unerhörten Angst, die sich auf Seele und Leib gelegt. Durch solche Prüfung reifte sie zur gebietenden Macht im Vaterlande, einen neuen Geist zu wecken, und ihn über die Gränzen der Tiroleralpen hinauszuverbreiten für das Heil der katholischen Kirche. Wie dies geschehen, davon später.

Die Näfelserfahrt 1845.

Zur Feier der diesjährigen Näfelser-Schlachtjahrzeit am 3. April kam ich post festum; und ich durfte in der That nach Allem, was ich hören mußte, es nicht bereuen, der Feier nicht beigewohnt zu haben. Denn statt Freude und Ermunterung würde ich nichts als Schmerz und Aerger gefunden haben, nicht etwa deswegen, weil ein protestantisches Volk die Feier mit Klang und Sang einzig zu dem seinigen gemacht, oder weil ein protestantischer Redner die Heldenthaten der Eidgenossen gepriesen und in verblümter Sprache von Toleranz und Indifferentismus geredneret hätte. Nein, diesmal waren es meistens nur Katholiken, die von Näfels und Glarus her mit Kreuz und Fahnen den Psalter betend — auf der Walstatt sich versammelten. Daß so wenige Protestanten erschienen, während sie doch zu solch gemischter Feier gerne sich hinzudrängen und sie durch ihre Manier zu erheben beflissen sind, ward die Niederlage der Freischaaren in Luzern als Hauptgrund angegeben, was ich nicht gerne glauben möchte. Einleuchtender war mir der Grund, weil die Reihe, dieses Jahr zu predigen, einen katholischen Geistlichen traf. Denn wirklich betrat

dieses Jahr ein katholischer Priester mit Stola und Chorrock die Kanzel und predigte der kleinen Versammlung das, was an dieser Stätte das Volk noch nie aus dem Munde eines katholischen Priesters vernommen, ja, was selbst noch kein protestantischer Prediger sich je erlaubt hat, sich je erlaubt haben würde zu sagen, im Angesichte eines so gemischten Auditoriums.

War die Diktion ziemlich gewählt, so war der Inhalt um so übler und unangemessener. Man höre!

Schon im Anfange sagte der Prediger (es war der Hr. Dekan(!) und Pfarrer Küeni in Pfefers, Kanton St. Gallen, der den Ruf hiefür von der radikalen Glarnerregierung erhalten), daß nur durch unbedeutende Formen beide hier anwesende Konfessionstheile von einander verschieden seien. Im ersten Theil hob er aus, wie die Vorväter nur ein Loosungswort hatten, nämlich: Gott und Vaterland, und daß Gott und Vaterland ihnen das Eine und Unzertrennbare gewesen. Er rühmte, wie die Zürcher, als sie noch katholisch waren, dem Kirchenbann getrotzt und die Priester gezwungen, ihnen den Gottesdienst zu halten, oder das Land zu verlassen; er machte den Schluß: Die Vorväter wußten Religion von Menschensatzungen zu unterscheiden. Im zweiten Theile machte der Prediger auf die Gefahren aufmerksam, die dem so schönen Vaterlande den Untergang drohen, und zählte unter andern auf: Unglauben, Aberglauben, Lieblosigkeit, und daß die Zeitungen bemüht seien, das Vaterland im Ausland zu verschreien, daß man erfahrne gelehrte Jugendlehrer (Hrn. Federer?) und Erzieher verdrängt, und an ihre Stelle Finsterlinge, Heuchler und Bigotten (Hrn. Tschümperlin?) befördert habe, daß man das Wichtigste — die Jugenderziehung Fremdlingen (Jesuiten) anvertrauen wolle, die durch die untrügliche Geschichte als die Pest der Moralität und der Tod alles wissenschaftlichen Emporblühens anerkannt seien. Als Mittel dagegen zählte er auf: Festigkeit im Glauben, Gottesfurcht und Liebe.*) Unser Glaube, meinte der Prediger, sollte aber ein vernünftiger sein. Das Evangelium enthalte aber alles, was wir glauben müssen, man solle das Evangelium einstudiren, aber nur das reine, nämlich das ohne Menschensatzungen.

Dieser Inhalt richte sich selbst. Ich enthalte mich darum aller Bemerkung. Nur das füge ich bei, daß die Predigt für Protestanten und schlechte Katholiken ganz am Platze war. Das verdienteste Honorar ertheilte dem Ehrenprediger P. Justus, Kapuzinerprofessor in Näfels, der ihm statt der entbotenen Handreichung bei der Verabschiedung im Kapuzinerkloster den Rücken wendend erwiderte: „Einem Verräther an der katholischen Kirche reiche ich meine Hand nicht.“

*) Man ist heutzutage so freigebig mit Worten der Liebe, einer Liebe ohne Glauben, die sich dem Mitmenschen mit Brandraketen, 24pfünder Haubitzen, Dolchen, in Schwefelsäure getränkten Kugeln und dergleichen neumodischen Liebessachen aufdrängen will.

Verkehrtheiten.

Wenn Luzern mehr als 2000 Freischärlern das Leben schenkte, denen allen es nach bestehendem Gesetze den Tod zu geben berechtigt war, so wird das nicht als ein Beweis der Milde anerkannt; wenn aber einer der dem Tode Verfallenen bei der Gefangennehmung etwas hart angefahren wurde, so soll das ein Beweis der Barbarei sein; keine Barbarei dagegen wenn Freischärler jene meuchlings zu erschießen versuchten, denen sie das Leben zu verdanken hatten und die ihnen noch die Wunden verbanden.

Wenn die Freischaaren mehr als blind geschossen und mit völliger Blindheit geschlagen waren, rühmen sie ihre Schonung; wie schonend sie gewesen, beweisen die wehrlosen Frauen in Hellbühl, Ruswyl und andern Orten, die in Folge erlittener Mißhandlung Krankheit und den Tod gefunden. (Auf dem Spitzhof, wo die Freischaaren über 50 Gulden an Geschirr zerschlugen, erkrankten die zwei allein anwesenden Frauen, in Ruswyl starb in Folge davon eine Wöchnerin. Aehnliches geschah anderwärts.) Von den humanen Mordwaffen und Dietrichen, die sie bei sich geführt, wollen wir nicht mehr sprechen.

Die gefangenen Freischaaren loben ihre schonliche und gute Behandlung in der Gefangenschaft, und selbst die solothurnische Regierung dankte der Regierung Luzerns hiefür; die Radikalen außer der Gefangenschaft schimpfen aus vollen Backen über die schlechte Behandlung der Gefangenen, die Behörden können trotz Verbot und Wachen nicht hindern, daß den Gefangenen nicht Luxusartikel z. B. Wein, Brantwein, feuersgefährliche Zigarren ꝛc. zugeschmuggelt werden.

Die gefangenen Freischaaren singen und jubeln, balgen sich herum, suchen einander selbst mit Kleidungsstücken, die ihnen geschenkt werden, zu übervortheilen, verkaufen unter sich Hemden, die sie geschenkt bekommen. Die siegenden Milizen sind ernst und besorglich vor der Zukunft, stehen über drei Wochen im Felde, mancher hat kein Hemd zu wechseln, mußte in Ermanglung vollständiger militärischer Bekleidung sich mit dem Kaput behelfen, doch die Humanität gedenkt nicht ihrer Noth. Für die Freischaaren werden ausschließlich Beiträge gesammelt; wenn hinwieder für die leidenden Milizen auf gleiche Weise gesammelt wird, so wird dies als unchristlicher Parteigeist gescholten.

Luzern warnte, mahnte, suchte die Vermittlung aller rechtmäßigen Behörden nach, publizirte auf's feierlichste das Freischaarengesetz, schickte noch im letzten Augenblick Abgeordnete an den Vorort, um den Freischaarenzug zu verhindern, aber man antwortete mit Spott und Hohn. Nun darf die aargauische „Volkszeitung" ungeahndet sagen: „Wer den Gang der Ereignisse letzter Zeit mit vorurtheilsfreiem Sinne betrachtet, wird sehr leicht bemerken, daß Luzern zuerst an seinen mitverbündeten Brüdern Verrath, sodann förmlichen Mord begangen hat. Man lockte das Volk zu einem Zug in den Kanton Luzern: das ist Verrath; nachdem die Flüchtlinge und ihre Zuzüger gekommen waren, suchte man sie des Gänzlichen zu vernichten: das ist Mord. Die Hinterlist, welche die Luzerner in den letzten Tagen anwandten, war daher nicht eine erlaubte Kriegsoperation, sondern ein wahrer Verrath, der sich gegen alles Völkerrecht verstoßt. Betrachtet man aber noch, daß dieser Verrath an Bündesbrüdern begangen ward und an benachbarten mitverbündeten Ständen, so steigt die Schuld des Luzerner Regiments noch höher."

Die Freischaaren sendeten aus dem Aargau die abscheulichsten drohenden Flugschriften in den Kanton Luzern, streuten die lügenhaftesten Berichte aus und machten Milizen abtrünnig. Nun sagen sie: „Wenn die Luzerner Regierung, wie es die letzten Ereignisse zur Genüge erweisen, absichtlich falsche, für die Flüchtlinge und ihre Zuzüger verlockende Gerüchte ausstreute, ja selbst durch Entsendung von Spionen — deren in letzter Zeit eine schöne Anzahl das aargauische Gebiet betraten, — den Einfall provozirte, — so stempelt sich diese Handlung Luzerns zu einer der verächtlichsten und wird in der spätern Schweizergeschichte keine Beschönigungsworte finden können, weil nur Barbarismus im Kriege mit solchen unedeln Waffen ficht, während Bundesvölker sich jedes unedeln Handelns enthalten sollen." Man sagt, die Gefangenen werden ihren Fehler bereuen und sich nicht mehr irre führen lassen; die minderjährigen Buben, die unter Eskorte ganz ohne alle Strafe fortgeführt wurden, waren kaum über die Grenze und in Sicherheit, als sie die Luzernermilizen insultirten.

Also verkehrt sich in der Hand des Radikalismus alles dermaßen, als müßte die Welt auf den Köpfen laufen. Doch die Natur kann man ewig nicht umkehren; auf einige Zeit die Dinge zu verkehren ist allenfalls möglich, aber in die Länge wird die Verkehrtheit nicht dauern.

Protestantische Ohrenbeicht.

Das in Straßburg erscheinende, von den wohldotirten protestantischen „Chorherren" von St. Thomas im rationalistischen Sinne redigirte „Schulblatt" (nicht zu verwechseln mit dem dortigen katholischen Schulblatt) sagt im Aprilheft von den Straßburger Pietisten: „Afterprotestanten, Metho„disten, Altlutheraner und wie sie alle heißen mögen, möchten „gern ihre Kirche unter ein noch schmählicheres Joch, das „des todten Menschenwortes zwingen, wobei sich die „Sprecher des Wortes nicht vergessen. Gehen doch manche „so weit, daß sie die Ohrenbeicht wieder anpreisen und „sogar faktisch wieder einführen, also zu Richtern „der Gewissen, besonders aber zu Kennern der Familien„geheimnisse sich aufwerfen." Die Bemerkung ist richtig: die Beicht ist ein schmähliches Joch, wenn sie nicht eine göttliche, sondern blos menschliche Anstalt ist, wie sie es bei den Protestanten wirklich ist, und man sieht, daß ihre Einführung nicht ohne Widerspruch bliebe. Bei den Katholiken ist sie göttlicher Institution, deshalb kein schmähliches Joch, sondern eine Wohlthat und ohne Widerspruch.

Unsere Hoffnung.

Die besten unter unsern getreuen lieben Eidgenossen in den protestantischen und in den vom Radikalismus unterjochten Kantonen Tessin und Solothurn müssen sich damit begnügen, daß sie den katholischen Ständen in ihren Zeitungen Lob und Muth zusprechen; aber geschweige daß sie etwas zu leisten im Stande wären, vermögen sie nicht einmal auf ihre Völkerschaften in einem guten Sinne einzuwirken; und wie die Stimmung des Volkes in den protestantischen Kantonen fast ohne Ausnahme sich verhält, das haben wir durch mehrfache Korrespondenzen von Augenzeugen berichtet. Die Leidenschaften unserer getreuen lieben Eidgenossen sind dermaßen entfesselt, daß nur wenig fehlte, der Bürgerkrieg hätte in der gesammten Eidgenossenschaft durch Ermordung der katholischen Mitbrüder seinen Anfang genommen. Hier haben wir also unsere Hoffnung nicht zu suchen. Auf Treue und Glaube der eidgenössischen Standesregierungen vertrauen könnte nur derjenige, welcher erst heute zum Leben erwacht wäre und eine fünfzehnjährige Erfahrung gar nicht kennen würde. Auf die physische Uebermacht der Katholiken zu bauen wäre gewagt. Was ist dann unsere Hoffnung?

Unsere Hoffnung ist einzig der lebendige Glaube, der in den Katholiken der Schweiz noch lebt, und durch die neuesten Erlebnisse zu neuem Leben erweckt wurde. Lebendiger Glaube und feste religiöse Ueberzeugung wirkt einen ausdaurenden Muth, der zu allen Gefahren im Namen Gottes bereit macht. Mehr aber noch als dieser Muth ist der Segen des Himmels. In diesem Glauben auf den

Segen des Himmels haben die Katholiken zu Gott um Hülfe in der Noth gebeten, und wunderbar hat ihnen Gottes starker Arm geholfen. Diese Hülfe in der Noth hat ihr Vertrauen und ihren Glauben an Gottes allmächtige Hülfe neuerdings belebt, und dieser Glaube kann sich durch keine schalen Sophismen und nicht durch das freche Hohngelächter der Feinde irre machen lassen.

Aus Dankbarkeit gegen den allgütigen Helfer in der Noth haben Katholiken des Kantons Luzern, insbesondere aus jenen Gemeinden, durch welche die Freischaaren ihren Räuberzug gemacht und die mit Schrecken sich von den Anschlägen der Banditen überzeugen mußten, das Gelöbniß einer Wallfahrt nach Einsiedeln gemacht und zu Anfang dieser Woche das Gelübde gelöst. Den Sonntag Nachmittag und die ganze Nacht zogen zahlreiche Schaaren über Luzern und Zug ihres Weges, ein großer Theil nahm das Dampfschiff nebst Schleppschiff für sich in Anspruch. Mit ihnen wanderten fünf Geistliche. Die Gesammtzahl wird zwischen drei und viertausend geschätzt, welche alle beichteten und kommunizirten. Hr. P. Athanas Tschopp von Knutwyl, Konventual von Einsiedeln, hielt am 22. d. eine schöne Predigt, die wahrscheinlich im Druck erscheinen wird.*) P. Leodegar Kretz, Konventual von Muri, gebürtig aus Schongau, Kanton Luzern, hielt das erste, Hr. Dekan Estermann von Großwangen das zweite Lobamt. Die Andacht des Volkes, das Vertrauen und die Hoffnnng auf die Hülfe Gottes durch die Fürbitte Mariä war ergreifend und rührend. Kein anderer Wunsch wurde laut als der Wunsch nach Frieden, Ruhe, Eintracht, Schutz beim kathol. Glauben, Leben und Eigenthum. Nachmittags traten die Betenden auf verschiedenen Straßen den Weg nach ihrer Heimath an. Das Dampfschiff und vier Schleppschiffe brachte Abends den größern Theil an das Gestade der Stadt Luzern. Gleichwie im Kanton Luzern, so verhält es sich in den andern katholischen Kantonen. Dieses gläubige Volk stellt nicht Bitt- und Dankfeste an, wie man es zu Paris, Wien ꝛc. thut, wo die große Welt bei solchen Festen Parade macht und sich der eigenen Macht und Kraft rühmt, und über den besiegten Feind triumphirt; hier ist ein Volk, das bei spärlicher Kost 12—16 Stunden des Tages unter fast ununterbrochenem Gebet wandert, demüthig beichtet und kommunizirt, Gott bittet, er möge dies Opfer ihm angenehm sein lassen und das betende Volk in Gnaden ansehen, es bei seinem Glauben erhalten und den Feinden die Gnade der Erkenntniß ihres Unrechtes ertheilen; ein Volk, das fünfmonatliche Leiden bestanden, das fest und einig in sich lange zu leiden, zu schweigen, am Ende zu siegen wußte, im Vertrauen auf Gott, auf seine heilige Sache, und das jetzt sogleich in den ersten Tagen wieder erlangter Sicherheit den harten Pilgerweg betrat, um zu beten, zu danken, Gott allein die Ehre zu geben, und nach Verrichtung seines Gebetes und Opfers betend den Heimweg betrat, ohne Lärm und Geräusch, von Fluch, Verwünschungen oder Rachegedanken, wie man sie bei den Gegnern findet, gar nicht zu sprechen. O könnte ein Ungläubiger nur einmal in das Herz eines solchen Wallfahrters blicken, sein Herz müßte erweicht werden, wenn es nicht vom Teufel besessen wäre. Auf dieses Gebet stellten und stellen wir unsere Hoffnung ab, mehr als auf alle Macht, Klugheit und Vorsicht der Menschen. Gott wird solches Gebet segnen, und wenn Gott mit uns ist, wer ist wider uns?

*) Diese Predigt liegt uns gedruckt vor. In ungekünstelter Form, genauer Sachkenntniß, unverkennbarer Theilnahme bespricht der Prediger, selbst ein Bürger des Kantons Luzern, die Anschläge der Feinde, die große Gefahr, die wunderbare Rettung, und ermuntert ferner zur Ausdauer und Vertrauen auf die Fürbitte Mariä ꝛc. Als wir die Predigt durchlasen, begriffen wir vollkommen, daß sie einen ungemeinen Eindruck hervorgebracht, so daß das Volk vom Anfang bis zum Ende geweint.

Kirchliche Nachrichten.

Unterwalden. Wie die zurückkehrenden Milizen in Zug, so haben auch die Milizen von Ob- und Nidwalden sogleich bei ihrer Heimkehr in der Kirche Gott ihren Dank für den allmächtigen Schutz auf eine recht rührende Weise in Gebet dargebracht.

Schaffhausen. Von hier ertönt eine vereinzelte Stimme „an die lieben Brüder in den katholischen Kantonen“, das„ biedere Volk aller reformirten Kantone wolle ihnen gewiß ihre Religion nicht gefährden“, es seien vorzüglich Fremde, die den großen Unfug bewirkt. Aber wo ist denn das biedere Volk aller reformirten Kantone, da die Katholiken in allen reformirten Kantonen, selbst in solchen, wo sie die Mehrheit bilden, ihres Lebens nicht mehr sicher waren? Dieses biedere reformirte Volk möge sich einmal zeigen und vorerst Recht und Gerechtigkeit gegen seine lieben Brüder üben, die man selbst seinem Feinde schuldig ist. Auch die Freischaaren versicherten, den katholischen (vielleicht jung-deutsch-kathol. Glauben nach Knobels Auslegung) nicht gefährden zu wollen; aber wer durfte glauben? Spielen denn diese hergelaufenen Fremden den Meister in den reformirten Kantonen, und das „biedere reformirte Volk“ ist ihnen schön unterthänig? Haben die Reformirten auch nur in einem kathol. Kanton ich will nicht sagen Aehnliches sondern auch nur das mindeste Leid zu dulden gehabt? Zuletzt ermahnt diese Stimme „die Brüder, die so viel Muth gezeigt, die unheilbringende Sache der Jesuitenberufung zu zernichten“, daß ihr Weg nicht der rechte sei. An dieser letzten Strophe erkennt man sogleich, wie nahe verwandt die Stimme sei mit den Freischaaren. Die Ka-

tholiken werden sich vor dem „biedern reformirten Volke“ in Acht nehmen, das den Freischaaren sein Lob spricht.

St. Gallen. Das „Unterstützungskomite für die Ueberwinder der Freischaaren“ hat schon am 20 d. 2520 Fr. an gesammelten Beiträgen der Regierung des Kantons Luzern übersendet. Einiges hievon ist von Katholiken Würtembergs beigesteuert worden. Die Sammlungen werden fortgesetzt. Das sind erfreuliche Beweise der Theilnahme.

Genf. Der Sieg der katholischen Kantone vor Luzern am 1. d. ist ein Faktum von höchster Wichtigkeit. Hier setzten insbesondere die Katholiken alles Vertrauen auf die gerechte Sache und die Kraft ihrer katholischen Mitbrüder der innern Schweiz. Der Siegesbericht war ein Freudentag, aber betrübend war die Bemerkung, daß die Konservativen, also immerhin noch die bestgesinnten Protestanten zwar mit dem Ausgang zufrieden waren, aber daß es sie schmerzte, den Sieg der gerechten Sache den Katholiken zu verdanken zu haben. Zu Lausanne wollen Reisende den Ruf vernommen haben: „Nieder mit der Regierung!“ Der Radikalismus ist ungehalten, daß die Regierung sich nicht dem Freischaarenzug mit aller Macht angeschlossen hatte.

Waadt. Die Regierung hat dem Regierungsstatthalter in Lavaux die Weisung ertheilt, die Methodisten aufzufordern, ihre Versammlungen einzustellen, oder wenn sie damit fortfahren, es auf ihre Gefahr hin zu thun, die Verfassung habe nur die „Nationalkirche“ garantirt, sei ihr allein Schutz schuldig, und ohnedies seien nun einmal die Methodisten der großen Mehrheit des Volkes zuwider. Welcher Lärm wäre erhoben worden von den waadtländischen und andern Protestanten, wenn die katholische Regierung im Wallis zu den dortigen Protestanten so geredet hätte, wie diese protestantische Regierung zu Protestanten redet.

Thurgau. Hier ist die religiöse Spannung zwischen beiden Konfessionen auf einen Höhepunkt gekommen, auf dem sie sich kaum noch jemal befand. Daß die Katholiken hiebei nur der leidende Theil sind, versteht sich für den in Konfessionssachen bekanntermaßen schon so schwer geprüften Thurgau von selbst. Jetzt mögen die klügsten und von jeher duldsamsten Katholiken sich gegen ihre protestantischen Mitbürger benehmen, wie sie sollen, es wird ihr Thun und Lassen nur schief beurtheilt. Jeder rechte Katholik heißt „Jesuit“, welchen zu schmähen sich sogar reformirte Schulbuben nicht mehr scheuen. Ist der Katholik bei diesen traurigen Wirren, an denen er ja keinen verantwortlichen Theil hat, noch aufgelegt, ein freundliches Angesicht zu bieten, so sieht der mißtrauische Reformirte in diesen Zügen innerer Ruhe heimlichen Spott über den verunglückten Freischaarenzug, an dem weitaus die Mehrzahl der protestantischen Thurgauer, als solche, im Geiste den lebhaftesten Antheil nahmen. Zieht sich eines Katholiken immer ernst gewesenes Aeußere auch jetzt in's Ernste, so will man, (zumal wenn er ein Beamteter ist) an ihm bemerkt haben, daß er über Pläne brütet, die den reformirten Glaubensmachthabern gefährlich werden könnten. Betet die gläubige Schaar in ihren Kirchen zum Allmächtigen: „er möge dem unglücklichen Vaterlande die verlorne Eintracht wieder geben“, so ist dies Vielen eine Demonstration, welche von der staatsverfaßlichen Toleranz als strafbar erklärt wird. Daneben hört man dann nicht selten die bekannte mitleidige Sprache: man meine es übrigens mit den verblendeten Katholiken nur gut, obwohl sie es leider nicht verstehen, und es handle sich dermalen, recht betrachtet, eigentlich nur darum, diese armen Mitchristen auf dem schnellsten Wege einmal auf jenen (gottsjämmerlichen) Gipfel der Aufklärung zu bringen, den sie, die Reformirten, schon längst erreicht, die Katholiken aber bei ihrer gewissenhaften Kirchenverfassung ohne fremde Hülfe nie erlangen würden. Das ganze Schauspiel wäre possirlich, wenn es keinen bedenklicheren Ausgang befürchten ließe. Wer aber Gelegenheit hat zu beobachten, wie man sich auf die schlauste Weise bemüht, das ohnehin gereitzte reformirte Volk noch mehr gegen die schuldlosen, minderzähligen Katholiken aufzuhetzen, dem ergiebt sich von selbst die Ueberzeugung: Es ist auch im Thurgau noch nicht aller jener Freveltage Abend, an denen die unbekannt verlästerten Jesuiten Schuld sein müssen. Sed videte dein: homo proponit, Deus disponit.

Bern. Ein nach Thun beordertes Bataillon wollte auf dem Wege während der Rastzeit in die Kirche des Dorfes dringen, den Gottesdienst stören, den „Pfaffen“ erschießen; da hieß es: „unsere Pfaffen sind nichts besser als die Luzernerpfaffen und die Jesuiten.“ Also könnte das gegen die Jesuiten geschürte Feuer auch die protestant. Prediger ergreifen, die es schüren geholfen.

Frankreich. Moullets Kompendium erhält durch die erlittenen Anfechtungen einen berühmten Namen. Nachdem der Bischof von Straßburg schon früher es vertheidigt, ist auch der gelehrte Bischof von Chartres durch ein öffentliches Schreiben vom 5. d. dafür in die Schranken getreten und bezeichnet die Anfeindung dieses Buches als bloße „Heuchelei und argen Mangel an Ueberlegung und gesundem Urtheil.“ — Der Präses der Bruderschaft Mariä zum Sieg in Paris zeigte der Versammlung den Sieg der Katholiken über die Freischaaren in Luzern so an, daß selbst der protestantische „Globe“ der christlichen Gesinnung seine Anerkennung nicht versagen konnte; dennoch fielen alle antijesuitischen Blätter mit Verleumdungen

über Abbé Dufriche her. Ueberhaupt zeigt sich bei der s. g. aufgeklärten Welt selbst bei den ministeriellen Blättern eine recht ausgeschämte Bosheit. Kaum hatten sie noch die Freischaaren bekämpft, weil sie besorgten, das angeschürte Feuer möchte auch Frankreich entzünden, so greifen sie jetzt alle Lügen der radikalen Blätter auf, um die Freischaaren rein zu waschen und Luzern der Mißbrauchung seines Sieges und der Grausamkeit zu beschuldigen; daß die Katholiken Gott und dem himmlischen Herrn danken für die Rettung Luzerns und der katholischen Kantone, ihres bedrohten Lebens und Eigenthums, alles das ist Grausamkeit. Die Katholiken thun wahrlich gut, wenn sie von dieser anscheinend gebildeten, in Wirklichkeit von Ungerechtigkeit und grausamer Perfidie erfüllten Welt keine Notiz nehmen.

— Am 7. April kam in der Pairskammer die Angelegenheit der Sklaven in den französischen Kolonien zur Sprache. Jene Männer, welche sich ihrer Humanität, Liberalität und Philanthropie bis zum Eckel rühmen, hatten hier keine Worte für die armen Sklaven und sprachen für Maßregeln, wodurch die Ketten der Sklaven neuerdings wären geschmiedet worden. Da erhob sich der berühmte katholische Graf Montalembert als Vertreter der Unglücklichen auf eine Weise, daß die Blätter aller Farben ihm das Lob sprechen mußten und durch ihn die Diskussion zu einer Erleichterung des Sklavenzustandes eingeleitet wurde. — Die skandalösen Schriften eines Quinet und Michelet veranlaßten die Katholiken von Marseille zu einer Klage bei der Kammer mittels einer Petition. Die Berathung förderte die ärgerlichsten Dinge dieser Professoren zu Tage; aber statt sich zu bessern oder zu schämen fallen die Radikalen über die — Jesuiten her und bestürmen das Ministerium, daß es die Jesuiten austreibe, wird aber kaum geschehen.

England. Das „katholische Institut" Großbritaniens hielt unter Theilnahme zweier Bischöfe und vieler Geistlichen seine Jahresversammlung und beschloß sich der Schulen thätiger anzunehmen und die katholischen Kinder auf jede Weise zu unterstützen. In England fehlt es bekanntlich überhaupt gar sehr an Jugendunterricht. — Zu Deptford wurde eine neue katholische Kirche eingeweiht. — Die vom Ministerium dem Parlament beantragte Dotation des katholischen Seminars Maynooth in Irland wird sehr wichtig. Die protestantischen Geistlichen aller Farben bewegen Himmel und Erde, um den Antrag zu hintertreiben, sammeln Petitionen, halten öffentliche Versammlungen, verlangten vom Minister Peel Verschiebung, aber umsonst. O'Connel, der den Minister Peel in die Hölle verflucht hatte, belobt ihn jetzt wie einen Engel, freut sich über diese Konzession und betrachtet sie als den Anfang neuer Konzessionen. Peel erklärte die Sache als Kabinetsfrage, mit welcher das jetzige Ministerium

stehen oder fallen wolle. Diese Angelegenheit ist für die Katholiken Englands von höchster Wichtigkeit nicht blos wegen des fraglichen Geldzuschusses, sondern mehr noch weil hiemit der Weg der Konzessionen eingeschlagen wird. Die Sache ist für die Katholiken auf besten Wegen; denn behauptet sich dies Ministerium, so ist ihnen die Konzession sicher; wird es gestürzt, ist sie beinahe noch sicherer. — Je länger die Diskussion über diese Angelegenheit andauert, desto wichtiger erscheint sie, und die Parteien mischen sich wunderbar. Gladstone, ein Gelehrer und ausgezeichneter Politiker, der wegen Konzessionen, vor Eröffnung der Kammern aus dem Ministerium getreten, nahm den Antrag aus allen Kräften in Schutz; desgleichen der frühere Minister Macaulay, beides sehr hochgeachtete Männer. Dagegen kämpfen andere mit eben so viel Unsinn als leidenschaftlicher Befangenheit. Allgemein ist man auf den Ausgang der Debatte gespannt.

Spanien. Der spanische Gesandte beim römischen Hofe ist von letzterm als Gesandter der Königin Isabella förmlich anerkannt worden. Das hat in Spanien die größte Freude erweckt und man betrachtet diese wichtige Frage ihrer baldigen Lösung nahe und Spanien wieder mit dem heiligen Stuhle verbunden. Man nennt schon den Prälaten, welcher als Nunzius nach Madrid gesendet werden dürfte.

Asien. Aus ihrem spärlichen Solde steuerten die irischen katholischen Soldaten auf Madras im vorigen Jahr 8000 Franken für die Glaubensverbreitung zusammen.

Amerika. Das protestantische Blatt „Boston Enquirer" meldet unter der Aufschrift: „Fortschritt des römischen Katholizismus", Folgendes: Die Katholiken von Mobile bauen eine prachtvolle Kathedrale von 162 Schuh Länge, 90 Breite. Zwei katholische Anstalten wurden von der gesetzgebenden Versammlung von Indiana autorisirt, nämlich die Universität U. L. Fr. am See und eine Arbeitsschule. Erstere liegt an einer Oede, die vor zwei Jahren noch eine Wüste war, gegenwärtig ein schönes Kollegium mit 4 Stockwerken hat. Zu Dubucque haben die Brüder des hl. Joseph, zu Devonport die barmherzigen Schwestern eine Anstalt ihrer Art gegründet. Im Wisconsin besitzen die Papisten 33 Kirchen und bauen gegenwärtig eine zu Southport, die das schönste Gebäude im Lande werden soll.

Literarische Anzeige.

Bei Gebrüder Räber in Luzern ist zu haben:

Der Monat Mariä. Betrachtungen, Gebete und erbauende Beispiele zur Beförderung der andächtigen Verehrung der allerseligsten Jungfrau. Neu nach dem Franz. von Wilh. Zoczek, Weltpriester. Mit 9 Holzstichen und Randzeichnungen. Neue Ausg. St. Gallen 1845. broch. netto 8 btz., gut gebunden netto 11 btz.

Verantwortliche Redaktion: M. Zürcher. — Druck und Verlag von Gebrüdern Räber in Luzern.